

böhmische Geschichte der neueren Zeit erfreute, fand die Annahme von dem Martyrium des heiligen Johannes im Jahre 1383 immer mehr Glauben und schließlich auch Aufnahme in die Heiligsprechungsbulle vom 19. März 1729. Ihre einfachste und wirksamste Widerlegung ist die genaue Prüfung der geschichtlichen Quellen, wie es oben gesehen ist. (Schluß folgt.)

P. Albert Maria Weiß O. P.

(1844 bis 1925.)

Von Dr P. Gallus M. Häfeler O. P., Universitätsprofessor in Freiburg.

Daß die „Quartalschrift“ dem am 15. August v. J. dahingeschiedenen großen Apologeten einen eingehenderen Nachruf widmet, dürfte niemanden befremden. Denn ganz abgesehen von dem tiefgreifenden Einfluß, den P. Weiß während eines halben Jahrhunderts auf das katholische Geistesleben nicht bloß Deutschlands und Europas, sondern sozusagen der ganzen Welt ausgeübt, ist er unserer Zeitschrift besonders nahe gestanden. In ihr hat er ja durch volle zwanzig Jahre das Amt eines „Turmwächters“ versehen und von der Höhe des katholischen Glaubens die Zeichen der Zeit beobachtet und die Gefahren signalisiert. Und im Laufe der Jahre hatte sich mit der Redaktion und mit allen Lesern, wie er selbst sagt, eine Herzensgemeinschaft gebildet, „eine Herzensgemeinschaft, die im Kampfe, und zwar in vielen Kämpfen gefestigt worden war“. Und wenn er nicht die Linzer Quartalschrift gehabt hätte, er hätte, nach seinem eigenen Geständnis, zeitweise nicht mehr gewußt, wo er seine Anschauungen noch zur Geltung bringen konnte. Aber dieser Kampf entbrannte zu ganz ungeahnter Heftigkeit, als P. Weiß im Jahre 1911 sich entschloß, die bedeutsamsten der in der Quartalschrift erschienenen Aufsätze zu einem Ganzen zu ordnen und unter dem Titel „Lebens- und Gewissensfragen der Gegenwart“ in zwei Bänden herauszugeben. Das Werk wurde sozusagen zum „Grabstein für sein Grab“, „lebendig wurde er damals von Gott in den Tod geführt“. Aber vielleicht gerade deshalb ist ihm dieses Buch besonders lieb geworden. Noch in den letzten Tagen, ja wenige Stunden vor seinem Heimgang

ihm offenbare, welche Sünden die Königin Gott vor ihm gebeichtet habe . . . (erzählt sodann von der grausamen Folterung des Beichtvaters) . . . befahl er ihn zur Nachtzeit auf die Brücke zu führen und gebunden ins Wasser zu stürzen und zu ertränken. . . . Nach der Zeit sind bei diesem Grabe viele und verschiedene Wunder geschehen und deshalb haben ihn viele für einen Märtyrer Gottes und Heiligen erklärt.“ — Blatt 356² erzählt er: „(1393) den Tag nach dem Reliquienfest hat König Wenzel den erzbischöflichen Suf-
fragen, namens Doktor Johanes, zu sich berufen und gefragt, warum er gewagt habe, den Mönch Albert auf die Kladrauer Abtei zu bestätigen . . . Und der König befahl ihn zu ergreifen und gleich dieselbe Nacht ließ er ihn auf die Brücke führen und ins Wasser stürzen und ertränken . . .“

konnten wir es immer und immer wieder in seinen Händen sehen. Mochte er sich wohl im Vorgefühl der nahen Auflösung dessen erinnern, was er einst am Schlusse des Vorwortes niedergeschrieben: „Man hat dem Verfasser oft vorgeworfen, er stehe allzu weit rechts. Je mehr er an das Gericht Gottes denkt, desto größere Zuversicht schöpft er gerade aus diesen Worten. Möge ihm nur auch der ewige Richter einen Platz zu seiner Rechten gewähren; am Tage der ewigen Scheidung steht keiner zu weit rechts.“

I. In der Schule der göttlichen Vorsehung.

Zurückblickend auf sein langes, arbeitsreiches Leben, kann der Achtzigjährige in seinem letzten Buche „Lebensweg und Lebenswert“ (Herder 1925) und in der handschriftlich vorliegenden „Lebensrechnung eines bußfertigen Christen“ nicht müde werden, immer und immer wieder die göttliche Vorsehung zu preisen, die so liebevoll und mächtig alle seine Schicksale geführt und geleitet. Vom ersten Anfang an sieht er sich in Gottes Hand und im Kleinsten wie in den entscheidenden Dingen fühlt er sich von ihr gehalten und beharrlich auf ein Ziel gelenkt, das ihm selber unbekannt war, solange er es noch nicht erreicht hatte. Vom Mutterstöße her sieht er sich dazu auserwählt, ein katholischer Lehrer zu werden, für die Erhaltung des alten Glaubens, der alten Sitten und Anschauungen seine ganze Kraft einzusetzen.

Schon die Jugendzeit war wie dazu angetan, ihm den Konservatismus ins Blut, ja in die Natur einzupflanzen. Unter dem Titel „Im Paradiese“ hat er in äußerst anschaulicher Weise seine frühesten Erinnerungen uns wiedergegeben. Weiß stammt aus dem Kraftgau von Dachau, ist also, wie er selbst sagt, von Geburt ein Stöckbayer. Geboren am 22. April 1844 in dem ganz katholischen Markte Jndersdorf an der Glon (sechs Stunden weit von München), und zwar in dem aufgehobenen Chorherrenstifte gleichen Namens, hatte Gott unserem Adalbert Gottlieb — das waren seine Taufnamen — Eltern gegeben, um die ihn Könige beneiden konnten. Sein Vater, der Gerichtsarzt Dr. Franz von Paula Weiß, war in großen Entbehrungen aufgewachsen und durch Selbstverleugnung und eigene Anstrengung geworden, was er war. Er wollte, daß der Geist des Opfers und der Selbstverleugnung auch in seiner Familie fortlebe. Und darnach erzog er auch seine fünf Söhne, von denen zwei schon in früher Jugend starben, und legte namentlich in Adalbert den Grund zu seiner zarten Gewissenhaftigkeit und Ordnungsliebe, die man an ihm bis ins höchste Greisenalter wahrnehmen konnte. Vom Vater hat er wohl auch jenen nüchternen Ernst, jene herbe Strenge des Charakters geerbt, die er sein ganzes Leben lang bewahrte, und die auf einen flüchtigen Beobachter etwas abstoßend wirken konnte. Aber unter dem etwas rauhen, trockenen Äußern pulsierte ein außerordentlich warmes Seelenleben. Und dieses hatte

er vor allem seiner vortrefflichen Mutter Katharina (geb. Steiger) zu danken. Sie, deren Zeit in Gebet und Arbeit aufging, die morgens stets unter den ersten in der Kirche war, legte in dem Kinde den Grund zu einem außergewöhnlich tiefen Gebetsleben. Von der Mutter, die so viel Verständnis für fremdes Elend bis an ihr Lebensende bekundete, empfing er auch jenes zarte Mitgefühl mit der Not, namentlich der geistigen Not seiner Mitmenschen, von ihr lernte er, mehr an andere als an sich selbst zu denken. An seiner Mutter hing P. Weiß mit rührender kindlicher Liebe und als sie in ihrem 81. Lebensjahre am 22. Jänner 1898 gottselig starb, hat er ihr unter dem Namen „Tabitha“ ein einzig schönes Denkmal gesetzt.

Schon sehr früh zeigten sich die außerordentlich reichen Geistesgaben des geweckten Knaben. Kaum war er fünf Jahre alt, als alle im Hause, die Eltern wie die Dienstleute, ihn nur mit dem Namen Professor nannten. Und er zeichnete sich oft selber als Professor, natürlich immer im geistlichen Gewande, denn von einem weltlichen Professor hatte er keine Ahnung. So darf es uns nicht wundern, wenn der alte Schulmeister von Jndersdorf in die Chronik eintrug, es sei ihm noch nie ein so talentierter Knabe untergekommen wie der kleine Adalbert Weiß. Auf seinen Rat entschlossen sich die Eltern, ihn, obwohl er erst neun Jahre zählte, im Jahre 1853 zum Studium nach München zu bringen. Zugleich sollte daselbst eine gute gemeinschaftliche Erziehung die unvermeidlichen Einseitigkeiten der abgeschlossenen Familienerziehung überwinden. Das Ludwigsgymnasium, an dessen Spitze damals P. Gregor Höfer O. S. B., ein Mann von eiserner Willenskraft, stand, vermittelte ihm eine gründliche klassische Bildung. Deutsche Sprache und Literatur waren im Lehrplan allerdings etwas stiefmütterlich bedacht. Darum benützte Adalbert die freie Zeit besonders, um deutsche Literatur zu studieren. Damals fing er schon an, aus den verschiedensten Schriftstellern, klassischen, christlichen, modernen, alphabetische Auszüge anzulegen. Schon damals erwachte in ihm das Streben, seinen Blick, wie er selbst sagt, möglichst weit auszudehnen, sein Denken und die Kunst des Darstellens an mustergültigen Vorbildern zu schulen und für alle Fälle vorzuarbeiten, um sich, wenn nötig, für jede seiner Behauptungen und Ansichten auf zuverlässige Gewährsmänner berufen zu können. „Ich muß Gott dafür Dank sagen“, fährt er fort, „daß er mir in jungen Jahren diesen Trieb eingegeben hat. Dadurch wurde ich bewahrt vor jenem Subjektivismus, der diesem Alter besonders gefährlich ist. Allerdings nahm infolge davon mein Geist eine gewisse positivistische Richtung an, die mir auf lange hinaus hinderlich war, selbständig zu arbeiten und zu verarbeiten.“ — Nebenbei wurde auch die Musik ausgiebig gepflegt, zumeist unter Leitung von Lehrern aus der Hofkapelle. Großes Interesse zeigte Adalbert auch für den Tanzunterricht und noch bis ins höchste Greisenalter erzählte er gelegentlich mit großer Liebe und Verehrung von seinem einstigen Ballettmeister.

Lange Jahre war er auch der Stolz des Turnlehrers. Ganz besondere Aufmerksamkeit wurde dem Zeichenunterricht geschenkt und mit Geschick übte er sich in der Delmalerei. Damals fing er auch an, dank des Vertrauens, das ihm seine Obern schenkten, morgens geraume Zeit vor dem Becken aufzustehen und diese goldenen Augenblicke zum Lesen zu benützen; namentlich studierte er hiebei die kirchlichen Hymnen. Und dieser Gewohnheit des Frühaufstehens blieb er fortan sein Leben lang treu bis zum Todestage, „zu unaussprechlichem Segen für Geist und Körper“. So wurde in der Gymnasialzeit schon ein fester Grundstock gelegt zu jener Universalität des Wissens, die wir an P. Weiß' Werken bewundern. — Mit dieser Geistesbildung wurde aber auch eine gediegene Characterschulung verbunden. Die mit dem Gymnasium zusammenhängende, gleichfalls von Benediktinern geleitete Erziehungsanstalt Hollandeum (jetzt Albertinum) schützte den Glauben des Jünglings und stärkte in seinem suchenden Geiste das monastische Autoritätsgefühl. Namentlich übte der genannte Rektor P. Höfer einen nachhaltigen Einfluß auf Weiß aus. „Ich danke ihm noch nach siebenzig Jahren“, sagt er selber, „das trodene Wort, mit dem der eiserne Mann jede feige Ausflucht niederzuschlug: Der Mensch kann alles, wenn er will! Ich kann nicht sagen, wieviel er mir dadurch genützt hat.“ — Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf ihn in dieser Zeit (17. Februar 1860) die Nachricht vom Tode seines Vaters. Die Erschütterung brachte eine Ueberzeugung, einen Ernst und eine Ruhe der Seele mit sich, daß er diesen Schlag als eine der größten Wohlthaten seines Lebens betrachtete.

Nachdem die Gymnasialstudien mit der Reifeprüfung und mit der Note „Sehr gut“ abgeschlossen waren, bezog Adalbert 1861 die Ludwig-Maximilians-Universität und kehrte zugleich wieder in den Schoß der Familie zurück. Denn die Mutter hatte sich nach dem Tode des Vaters in München niedergelassen, um dort durch zwölf Jahre hindurch der Sorge um die Erziehung ihrer Söhne zu leben. Und so war dem jungen Akademiker gleichsam ein drittes klösterliches Heim zubereitet, wo er nach den Vorlesungen in arbeitsamer Zurückgezogenheit sich ganz seinen Berufsstudien widmen konnte. Lange schwankte er zwischen dem Studium der Theologie und der Mathematik. Theologie wäre allerdings der Herzenswunsch der Mutter gewesen. Allein gleich ihrem Sohne beseelt von einem großen Verantwortungsgefühl, erhob sie Schwierigkeiten gegen den geistlichen Stand und so entschloß sich Adalbert, vorerst wenigstens für zwei Jahre sich der philosophischen Fakultät anzuschließen, um so vor dem eigentlichen Berufsstudium sich eine möglichst allgemeine Vorbildung zu verschaffen. „Damit stürzte ich mich in das Studium, ein Meteorstein kann nicht heißer und hastiger ins Meer stürzen.“ „Wenn es einmal einen Menschen gegeben hat, der studierte bloß um der Wissenschaft willen, nur in der Absicht, um zu lernen oder um die Wahrheit zu finden, dann war ich dieser Beneidenswerte.

Ich hatte keinen Gedanken an irgend welche Zukunft. Die Frage, was ich damit erreichen oder was ich werden wolle, stieg nie in meinem Geiste auf. Ich wollte lernen, lernen, wissen, koste es, was es wolle, das war alles. Mit unbegrenztem Vertrauen setzte ich mich zu den Füßen meiner Lehrer.“ So schildert Weiß selber seinen Wissensdurst von damals. Er wußte nichts von Ermüdung, Schlaf und Speise schienen ihm überflüssige Dinge zu sein. Ueber jede Mahnung und Warnung setzte er sich lachend hinweg. Das Studium ging ihm so leicht, daß es mehr eine Erholung als eine Anstrengung für ihn war. Besonders eifrig widmete er sich dem Studium der Sprachen, namentlich der orientalischen Sprachen, zu allermeist warf er sich auf Hebräisch, Arabisch und Sanskrit. Zum eigenen Gebrauche legte er sich selbst eine ausführliche Sanskritgrammatik an. Die vergleichende Sprachwissenschaft, die eben damals aus den Windeln gefrohen war, hatte es ihm angetan und er glaubte damit den Schlüssel zu allen Geheimnissen in der Hand zu haben. Noch in den letzten Wochen vor seinem Tode konnten wir Zeuge sein, wie er „zum Zeitvertreib“ wieder zu dieser Jugendliebhabelei zurückkehrte. Gleichzeitig interessierte ihn aber auch die Geschichte ungemein, und auch hierin, wie im Sprachstudium, folgte er einem von seinem Vater ererbten Zuge. Im historischen Seminar bei Cornelius trat er der Geschichte der Reformation näher und bearbeitete unter anderem Franz von Sickingen und die Reformation von Bern. Daß er dabei manche Glaubensgefahren zu bestehen hatte, darf nicht überraschen, zumal seinem Wissen eine solide philosophische Grundlage fehlte. Denn mit der Philosophie seiner Zeit war es gar übel bestellt. Der Beste unter den Philosophen der Universität war J. Frohschammer, und der wurde 1862 von der kirchlichen Behörde verurteilt. Indessen hatte ihm die Gnade Gottes einen anderen, besseren Schutz gewährt. An dem Domprediger Dr. Weiteneicher besaß er einen treuen, väterlichen Freund. Regelmäßiger Sakramentenempfang und Uebung der täglichen Betrachtung, geistliche Lesung in der Philothea und der Nachfolge Christi, in Rodriguez und Fénelon und den Schriften der heiligen Theresia, sowie auch in der Heiligenlegende schufen das nötige Gegengewicht zu den fast allzu intensiv betriebenen, wissenschaftlichen Studien. Damals begann er auch mit der löblichen Gewohnheit, täglich eine Lesung aus der Heiligen Schrift zu machen: drei Kapitel im Alten Testament und eines im Neuen täglich gelesen, und es konnte ungefähr in einem Jahre die ganze Bibel bewältigt werden.

Nach zwei Jahren wandte sich Weiß der Theologie zu. Als Hauptfach betrieb er das Studium der Heiligen Schrift, um den Sprachwissenschaften treu bleiben zu können. Aber was ihm vor allem am Herzen lag, war, einen erfahrenen Führer zu finden. Bald gewann er einen solchen in der Person von Prof. Franz Reithmair, einem der besten Kenner der Kirchenväter, in dem der Konservatismus der alten, ja der ältesten Zeit verkörpert war. Dieser wollte ihn durchaus

zum akademischen Lehrer heranbilden und hielt ihn darum sorgfältig fern von allen Gelegenheiten, die ihm eine Versuchung zu vorzeitiger Schreiberei hätten werden können. Dafür leitete er ihn mit eiserner Strenge dazu an, die Theologie aus den Quellen, der Schrift und den Vätern, selbständig zu studieren und suchte ihm den Gebrauch der Feder zu anderen Dingen schon dadurch unmöglich zu machen, daß er ein Buch der Schrift nach dem andern und einen Kirchenvater nach dem andern systematisch erzerpieren mußte. In dieser Schule hat er sich auch den Wahlspruch des heiligen Hieronymus (Epist. ad Minerv. et Alexandr.) angeeignet und begonnen, ihn als Motto vorn in seine Bücher hineinzuschreiben: „Mein Voratz ist, die Alten lesen, alles prüfen, behalten was gut ist und unter keiner Bedingung vom Glauben abweichen.“ Unter Reithmayrs Leitung machte er sich auch an die Lösung der im Jahre 1865/66 von der theologischen Fakultät gestellten Aufgabe: „Die Geschichte des Katechumenates und der Katechese in den ersten sechs Jahrhunderten“. Seine und seines Freundes Johann Mayer Arbeit wurden mit dem Preise gekrönt. — Doch der allzu starre, hyperkonservative Reithmahr sagte der innersten Denkrichtung unseres Studenten, so sehr er seinen Lehrer verehrte, nicht ganz zu. „Für mich“, gesteht er selber, „gab es in München nur einen Stern, auf den mein Blick gerichtet, nicht doch, an den mein Geist gefesselt war, und dieser Stern hieß Döllinger. Den Einfluß dieses Lehrers auf seine Hörer kann man denen, die ihn nicht selbst erfahren haben, kaum begreiflich machen. Man fürchtete ihn, man ging ihm scheu aus dem Wege, aber man stand unter seinem Bann. Ich dachte mir damals oft, wenn ich von Anfechtungen gegen ihn hörte, ich ließe mich lebendig für ihn verbrennen, und ich glaube, ich hätte es über mich gebracht.“ Nur schwer, erst nach den bedenklichen Ereignissen nach dem Vatikanischen Konzil vermochte Weiß sich von dessen zweifelhaften Wegen wirklich zu überzeugen. Ueberhaupt hing P. Weiß mit rührender Liebe und Verehrung an seinen ehemaligen Lehrern. Wenn er in seinen alten Tagen auf seine Universitätsjahre und seine Professoren, namentlich diejenigen, die in die Irre gegangen, zu sprechen kam, da leuchtete sein Auge, da wurde er warm und begeistert. Er wundert sich selber darüber, daß er verhältnismäßig erträglich durch jene Gefahren hindurchkam, denen so viele andere rings um ihn erlagen. „Mein guter Engel hatte sicher keine kleine Arbeit mit der Sorge um mich“, meint er. Ihm dankt er den fast übermenschlichen Eifer, zu lernen und täglich nach Neuem und Höherem auf dem Gebiete der Wissenschaft zu streben, worin er einen natürlichen Schutz gegen manche Verleitung hatte. Aber mehr noch war es das geistliche Leben, von dem er sich in allen Wechselfällen niemals abwenden lassen ließ, und namentlich die beiden frommen und tiefgelehrten Professoren Abt Haneberg und Valentin Thalhöfer waren berufen, ihn in dieser Richtung zu bestärken.

Nachdem er so fünf Jahre an der Universität zugebracht hatte, trat er zu Allerheiligen 1866 in das Priesterseminar zu Freising ein. Das Jahr, das er dort in der Vorbereitung auf die heilige Priesterweihe zubachte, nennt er das weitaus schönste seines Lebens. Das Leben in der Gemeinschaft war für die Charakterbildung notwendig: die Starrheit der Selbstbestimmung, wie sie in den fünf Universitätsjahren zu Hause sich ausgebildet hatte, mußte durch die äußere Zucht und die Rücksicht auf die Kommunität gemildert werden. Sodann war das Seminar von Freising in gebiegender, eigentlich theologischem Wissen München überlegen. Die Lehrerschaft war ganz vorzüglich bestellt: es genügen die Namen eines Sighart, Schegg, Jocham und B. Weinhart. Das Beispiel des religiösen Eifers, das Weiß hier beim katholischen Volke beständig vor sich sah, namentlich auch die Lektüre von Fabers „Alles für Jesus“ enthüllte ihm zum ersten Male die ganze Schönheit des wahrhaft übernatürlichen Denkens und Lebens und entfremdete ihn mehr und mehr dem Geiste des Liberalismus, den er unvermerkt auf der Universität eingeatmet und mit einem gewissen Stolz großgezogen hatte, um ihn für den Eintritt in die Welt der Uebernatur und des Ultramontanismus vorzubereiten. Die geistige Ruhe, die er im Seminar genoß, benützte er auch dazu, einen besseren Ueberblick über die Zeitereignisse und Zeitverhältnisse zu gewinnen — das hatte er bis jetzt in seinem Studieneifer ganz vernachlässigt — und sich ein möglichst allgemeines, überlegenes und selbständiges Urtheil über dieselben zu bilden.

Nur allzu rasch ging dieses glückliche Jahr vorüber. Am 27. Juni 1867 empfing er von seinem Erzbischof Gregorius von Scherr die Priesterweihe und am 21. Juli feierte er in der Basilika von St. Bonifaz in München sein erstes heiliges Messopfer. Wenige Tage später erhielt er die Wiedereinberufung ins Seminar. Als Aukunzierer einer von Domdekan Heckenstaller gemachten Stiftung sollte er daselbst noch zwei Jahre den Studien obliegen, um sich auf das Doktorat vorzubereiten. Gleichzeitig hatte er sich als erster Präsekt und Repetitor auch an der Leitung des Seminars zu betheiligen. Daneben mußten die sogenannten Stipendiaten im Dome die Predigten halten und sich an der Seelsorge betheiligen, die zu Zeiten außerordentlich beschwerlich war. Nicht bloß, daß diese unserem jungen Priester eine überreiche Fülle von Trost bot, daß sie eine fortwährende Anspornung zur Selbstheiligung war, gerade sie war in der Hand Gottes auch ein Anlaß und ein Mittel, um in ihm die vorhin angedeutete Wandlung vom Liberalismus zum Ultramontanismus fortzusetzen und zu befördern. In Freising, wo das katholische Leben noch in seiner schönsten Blüte stand, hatte er Gelegenheit, staunend wahrzunehmen, welche Früchte die Gnade auch in der Gegenwart noch aus den Christenherzen zu ziehen weiß, und gerade in den Kreisen der schlichten, arbeitenden Leute. Erschütternde Beispiele von Abtötung und Bußstrenge konnte er da kennen lernen, konnte Zeuge sein, mit welchen

Gebetsgnaden. Gott die Großmut gegen ihn lohnt, freilich auch davon, mit wieviel List und Mut der Feind alles Guten das Reich Gottes anfällt, wo immer er es mit rechtem Ernste bebaut findet. Um da lehren und raten und führen zu können, macht er sich mit der Wissenschaft der mystischen Theologie vertraut, die er bis jetzt bloß dem Namen nach gekannt. Und hier findet er die Krone der Menschenkenntnis, hier die tiefste Erkenntnis der übernatürlichen Wege Gottes. Doch nicht genug! An der Universität hatte er das Christentum fast nur als eine besondere Art Philosophie betrachten gelernt, als Weltanschauung. Und so galt ihm auch die Theologie als bloße Wissenschaft, wenn schon als eine Wissenschaft besonderer Art. Daß sie etwas mehr als Wissenschaft und daß sie als solche vor allem eine kirchliche Wissenschaft ist, daß sie also unter Aufsicht und Leitung der Kirche steht, davon hatte er keine Ahnung, trotzdem er dank der Gnade Gottes bis jetzt das christliche und das kirchliche Leben nicht vernachlässigt hatte. Begreiflicherweise konnte diese Geistesrichtung nicht ohne verhängnisvollen Einfluß auf das Glaubensleben bleiben. „Die unselige Scheidung zwischen Herzensglauben und Verstandesglauben oder zwischen dem rechtfertigenden und dem wissenschaftlichen Glauben, die den Kern der Verirrungen des Herzens ausmachte, lag uns allen, auch den besten unter unseren Lehrern, in Fleisch und Blut.“ „Wir unterschieden streng nicht bloß zwischen Wissen und Glauben, sondern auch zwischen Wissen und Leben, ja sogar Glauben und Leben. Wir sahen nichts Bedenkliches in der Meinung, daß einer ein guter, musterhafter Christ sein könne, auch wenn es mit seinen theologischen Anschauungen nicht gerade am besten nach dem Sinne der Kirche, oder, wie wir lieber sagten, der Scholastik bestellt sei.“ Es waren das nichts anderes als die Grundsätze des katholischen Liberalismus oder, wie man damals sagte, des Antiuultramontanismus: der Katholizismus, die Kirche sollte von dem Einfluß auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens zurückgedrängt werden und der sogenannte rein religiöse Katholizismus sollte auch innerlich in bezug auf den Glauben und das Leben gedämpft, gemäßigt, auf das unerläßlich Notwendige eingeschränkt werden. — Die Beschäftigung mit der Seelsorge nun wurde Weiß zur Rettung aus den Gefahren, in die er verstrickt war. „Wer unser christliches Volk in seinem Innern kennen gelernt hat, der weiß, welch tiefe Einsicht in die Glaubensgeheimnisse eine aufrichtige Frömmigkeit einfachen Leuten verleihen kann und welch feinen Sinn diese besitzen für alles, was dem Glauben entsprechend oder hinderlich ist. . . . Mit Hochachtung, ja mit Bewunderung wird er finden, daß im geistlichen Leben alles eines ist, Erkennen und Tun, daß das eine zunimmt durch die Förderung des andern und daß die Vernachlässigung des einen Teiles auch zum Schaden des andern ausfällt. . . .“ „Je mehr ich in das Innere dieser frommen Christen blickte, leuchtete es mir mehr als aus allen Büchern ein, daß die Furcht des Anti-

ultramontanismus vor einer Einschmuggelung nichtkatholischer Glaubenslehren im Grunde eine Erschütterung der Glaubensgrundlage war. Wenn er aber diese ist, wenn er den Glauben an die Kirche, wenn er die Zuversicht auf die Leitung durch den Heiligen Geist untergräbt, dann kann er nicht auf Wahrheit beruhen, dann ist er eine Gefahr für die Wahrheit, dann muß man ihm den Rücken kehren.“ — Angesichts dieses Selbstbekenntnisses über die innere Umwandlung, die die Seelsorge in Weiß vollzog, verstehen wir auch die Berichte, die uns z. B. bezüglich seines Eifers im Beichtstuhle aus der Freisinger Zeit vorliegen. Ungezählte Stunden saß er in seinem Beichtstuhle, umlagert von Beichtkindern jeden Alters und jeden Standes, die ihn zu ihrem Gewissensführer erwählt hatten, denen er die ganze Geduld und Aufmerksamkeit, die volle Liebe seines Priesterherzens schenkte. Und wie er als Weltpriester neben der Wissenschaft mit nimmermüdem Eifer den Arbeiten im Weinberge des Herrn sich hingegeben, so noch mehr als Ordensmann. Niemals kannte er ja Wissensstolz und dem sogenannten Gelehrtenbünnel hatte er von Anfang an ewigen Haß geschworen.

Indessen beginnt um diese Zeit auch allgemach seine schriftstellerische Tätigkeit einzusetzen. Nachdem er sieben Jahre nur studiert und mannhaft der schon öfter an ihn herantretenden Versuchung widerstanden hatte, „die Welt mit den Erzeugnissen frühreifer Weisheit zu beglücken“, ließ sich nun, nachdem er flügge geworden, das „Fingerjucken“ wieder spüren und wurde nach und nach „zum unwiderstehlichen Kitzeln“. Und so finden wir vom Jahre 1868 an in verschiedenen Tageszeitungen und Pastoralblättern Artikel aus seiner Feder. Vorerst brachten die „Landshuter Zeitung“ und die damals noch sehr liberal-katholische „Kölnische Volkszeitung“ („A. Blätter“) mehrere längere und kürzere Aufsätze. „Ich habe keinen Grund“, meint er, „mich dessen ihrer Gesinnung halber zu schämen, da ich immer die damals bei uns allgemein herrschende, noch etwas unklare „ultramontane“ Richtung darin zur Geltung zu bringen suchte.“ Bald jedoch erkannte er diese politisch-literarische Tätigkeit als nicht für ihn geeignet und gab sie darum auf, entschlossen, wie er sagt, nur aus besonders wichtigen Gründen oder aus Rücksichten der Pietät und Nächstenliebe, oder falls es das Beste der Kirche verlangen sollte, wieder auf sie zurückzugreifen. Entscheidender für die spätere Wirksamkeit war ein Aufsatz im Münchner Pastoralblatt (Nov. 1868), betitelt: „Die soziale Frage, ein Appell an den Klerus“. Die kommenden sozialen Umwälzungen, die langsam entstehende heutige soziale Frage, ahnte er damals schon voraus. Es ist providentiell, daß gerade dieser Gegenstand ihm den Weg öffnete in die Welt der Schriftsteller.

Die durch acht Jahre rastlos betriebenen Studien jedoch, verbunden mit den aufreibenden Arbeiten der Seelsorge, nicht zum wenigsten auch die übermäßige Strenge, die er gegen sich selbst übte,

brachten schließlich die scheinbar unerschütterliche Gesundheit zum Wanken. Eine lange, schwere Krankheit machte dem Dahinstürmen auf einige Zeit ein Ende. Wohl erholte er sich allmählich wieder. Aber es dauerte volle 16 Jahre, bis er die Folgen des Uebels ganz überwunden hatte. Nichtsdestoweniger konnte im Frühjahr 1869 im Verlage Herder seine erste größere Schrift erscheinen unter dem Titel: „Die altkirchliche Pädagogik dargestellt in Katechumenat und Katechese der ersten sechs Jahrhunderte“. Es ist das der erste, überarbeitete Teil seiner oben erwähnten Preisschrift. Die zweite Abtheilung sollte die Darstellung des gesamten Katechumenates während seiner Blütezeit umfassen, während die dritte und ausführlichste der Geschichte der Katechese gelten sollte. Beide liegen noch im Manuscript vor. Mehrere sehr wertvolle Partien fanden später Verwertung in der „Real-Encyclopädie der christlichen Altertümer“ von Fr. X. Kraus.

Doch nun gab die göttliche Vorsehung seinem Leben eine völlig neue Wendung. Durch Vermittlung seines väterlichen Gönners Professor Reithmayr erhielt er ein außerordentliches Reisestipendium von 800 Gulden, das der Universität München vom Ministerium zur Verfügung gestellt worden war. Laut der ihm unter dem 11. Mai zuteil gewordenen Instruktion hatte er während der Dauer eines Jahres außerbairische deutsche Universitäten zu besuchen. Außer dem nächsten Ziele der „Erweiterung und Bereicherung seines eigenen Wissensschatzes im Gebiete der Theologie behufs Ausbildung für das akademische Lehramt“, hatte er sein Augenmerk auch zu richten „auf die Methode und die Mittel des akademischen Unterrichtes, auf Institutionen und Institute, welche da und dort dem Betriebe und der gedeihlichen Förderung der wissenschaftlichen Heran- und Ausbildung zu dienen bestimmt sind“. Ueber all das sollte er dann nach der Heimkehr eingehenden Bericht erstatten. — So begab sich denn Weiß im Sommersemester 1869 über Würzburg und Mainz, wo er die Verhältnisse genau ins Auge faßte, nach Bonn. Unter Gildenmeister vollendete er die arabischen Studien. Sodann besuchte er u. a. die Vorlesungen von Dieringer (Dogmatik), Floß (Moral), Langen (Neues Testament), dessen Methode ihm am besten zusagte. Namentlich Reusch (Altes Testament), der sich seiner mit der größten Liebenswürdigkeit und Hingebung annahm, bewahrte er, trotz seines Abfalles, zeitlebens eine unbeschränkte Dankbarkeit. Während der Ferien, die er in Koblenz zubrachte, erlebte er das Entstehen der sogenannten Laienadresse, von der die altkatholische Bewegung ihren ersten Anstoß empfing. Und nun fielen ihm die Schuppen von den Augen, daß er mehr und mehr Einsicht und Mut bekam, um sich über alle persönlichen Rücksichten hinweg für die erkannte Wahrheit entschieden einzusetzen. — Im Wintersemester 1869/70, also während der Eröffnung und den ersten Zeiten des Konzils, war er in Tübingen. Die Gesinnung, die damals in der schwäbischen Universitätsstadt

herrschte, unterschied sich sehr zu ihrem Vorteil von der, die in Bonn und München so große Aufregung hervorrief. Man wünschte nicht die Erklärung der Infallibilität; aber man agitierte nicht gegen das Konzil und ließ sich nicht aus dem Gleichmut bringen. Die ruhige, besonnene Haltung, die er hier vorfand, hatte einen weiteren, sehr förderlichen Einfluß auf sein Inneres. Nicht bloß der grundgelehrte und grundgelassene Alberle (neutestamentliche Exegese und Moral), der vornehme Ruhn (Dogmatik), der unerschütterliche Kober (Kirchenrecht), sondern insbesondere Gesele, der, obgleich bereits zum Bischof ernannt, doch damals noch las: sie alle machten auf Weiß den Eindruck einer besonnenen Festigkeit, die sich um keinen Preis zu anderen als wissenschaftlichen Schritten verstehen würde. Besonders nahe standen ihm auch Funk, Himpel, der ihm beim Talmudstudium behilflich war, und Reiser.

Gegen Ostern 1870 kehrte Weiß nach München zurück. Einer seiner ersten Gänge galt dem edlen Reithmayr. Er traf ihn in einer Verfassung, die den tiefsten Eindruck auf ihn machte. Er mußte ihn seufzen und klagen hören über das Unheil, das der Kirche bevorstehe, wenn die Infallibilität erklärt würde. Seit Jahren hatte er ihn gekannt als die Säule der Orthodogie, als die verkörperte Ueberzeugung des Glaubens. Und nun sah er ihn vor sich in einer Unruhe und in einem Meer von Zweifeln, wie er das nie für möglich gehalten hätte. Dieses Ereignis entschied seine völlige Umkehr. „Wenn so wenig bedeutsame Gründe, zudem Gründe rein äußerlicher, politischer Art einen Mann von solcher Glaubensfestigkeit so tief erschüttern können, obschon nicht im Glauben, so doch in der Zuversicht auf die Schicksale der Kirche, wie leicht, sagte ich mir, könnte dir, der du dich mit ihm an Glaubensstärke nicht messen kannst, der Glaube selbst abhanden kommen! Nie war mir bisher im gleichen Grade klar geworden, welch zartes Leben der Glaube habe, und wie wenig dazu gehöre, daß er untergehe, wenn man sorglos mit ihm spiele“ („Ein Kapitel Erinnerungen aus der großen Zeit“).

Freudigen Herzens und innerlich völlig geklärt, kehrte Weiß auf das hin ins Seminar nach Freising zurück, um daselbst seine Stellung als Repetent der Dogmatik und Präsekt wieder aufzunehmen. Nachdem er bald darauf, am 30. Juli, an der theologischen Fakultät in München das Doktorat mit dem Prädikat „prorsus insignitus“ erlangt hatte, erhielt er den Titel eines Dozenten der Theologie, um dann am 27. Oktober 1873 zum Professor befördert zu werden. Da zurzeit kein eigener Spiritual im Seminar angestellt war, so oblag zumeist dem Subregens und dem ersten Präsekten, dessen Amt zu versehen. Weiß übernahm vor allem die Anleitung zur Betrachtung, wofür er den Stoff beständig der Dogmatik entnahm, um den Studierenden zu zeigen, wie sie deren Inhalt zunächst für das eigene sittliche Leben nutzbar und später dem christlichen Volke zu gleichem Zwecke zugänglich machen könnten. Sein Hauptzweck hiebei war,

die enge Verbindung von Glauben und Leben nicht bloß in der Theorie zu beweisen, sondern durch praktische Anwendung dazu anzuleiten. Ohne es zu ahnen, hatte er damit bereits den Grund zur späteren Apologie gelegt. Die Dogmatik zur Grundlage für das geistliche Leben zu machen, erwies sich um so notwendiger, als sich gerade damals vielfach ein ungesunder Zug nach außerordentlichen Dingen, Erscheinungen und Weissagungen bemerkbar machte; es sollte damit den Klerikern Sicherheit geboten werden vor den Verirrungen einer krankhaften Mystik. Im allgemeinen war überhaupt im Freisinger Seminar das erste Augenmerk darauf gerichtet, die kirchliche, religiöse, sittliche und ästhetische Ausbildung der Kleriker zu fördern. Und damit glaubte man, auch einer der wichtigsten Zeitaufgaben gerecht zu werden und den Klerus namentlich am besten vorzubereiten für eine fruchtbare soziale Tätigkeit.

Inzwischen wurde die eigene wissenschaftliche Fortbildung eifrigst weiterbetrieben. Wir haben bereits oben gesehen, wie die Arbeiten in der Seelsorge ihn zu einer ganz neuen Auffassung vom Glauben, von der Theologie und von der Kirche geführt hatten. Die so gemachten praktischen Erfahrungen galt es, wissenschaftlich zu prüfen und die ganze Lehrfrage von Natur und Uebernatur gründlich zu erforschen. Welch tiefe Bedeutung sie haben mußte, das hatten ja die Ereignisse vor und während und nach dem Konzil jedem fühlbar gemacht. Selbstverständlich wandte er sich bei diesem Studium vor allem an die Kirchenväter. Indessen war ein Besuch bei Reithmayr, der immer noch nicht aus seiner Unruhe herausgekommen war, Anlaß, daß er bald eine ganz neue Richtung einschlug. „Als ich schon gehen wollte“, erzählt er selbst in seinen „Erinnerungen aus der großen Zeit“, „hielt er mich an der Türe zurück und schärfte mir mehr als je ein, ja doch nicht von den Vätern zu lassen, wie er mir immer aufs Herz gebunden habe. Die Väter seien in der schweren Zeit sein einziger Trost. Immer nehme er wieder seine Zuflucht zu ihnen, um sich aufzurichten. Gerade jetzt sei es ihm eine Genugtuung, daß er sich nicht mit den Scholastikern eingelassen habe. Er habe seine ganze Theologie nur aus den Vätern und aus Petavius geschöpft. So solle ich es auch halten. Mit diesen Worten hatte er mir, ohne es zu ahnen, ein neues Licht aufgesteckt. Freilich war ich ihm dankbar dafür, daß er mich an die Väter gewiesen hatte. Aber das machte mich bedenklich, wie es im Augenblicke der Verwirrung eine Genugtuung sein könne, nicht über die Väter hinauszusehen zu haben. Wenn er sich mit ihnen aus seiner Beunruhigung nicht retten konnte, war es dann nicht angezeigt, sich anderswo um Hilfe umzusehen? Ist denn die Geschichte mit den Vätern eingeschlafen? . . . Ueber die Lehre von Gott, von der Trinität, von der Menschwerdung, ja, da schloß mir Petavius Abgründe und Welten auf. Wenn es aber andere Fragen galt, und andere brannten jetzt, so ließ er mich im Stich . . . Damit war mir klar geworden, daß der bisher ausschließ-

betretene Weg nicht genügend sei. Das kirchliche Leben ist nicht mit den Vätern erloschen, die kirchliche Lehrentwicklung nicht mit Augustin und Johannes Damascenus eingeschlafen oder entartet. Gerade die geschichtliche Auffassung, die uns Döllinger immer als obersten Grundsatz eingeprägt hatte, mußte mir jetzt zum Wegweiser in die Zukunft werden. Jetzt verstand ich, daß auch die späteren Zeiten so gut ihren Platz in der Dogmenentwicklung haben wie die älteren, und uns nicht minder zum Leitstern im Denken und zum Führer im kirchlichen Leben dienen, wie die ältesten Jahrhunderte." Und so wandte er sich entschlossen der Scholastik zu. Die ersten Führer in dieses neue Gebiet waren zwei Neuscholastiker, Estius und Gregor von Valentia. An ihrer Hand fand er den Weg zu den Quellen der Scholastik. Eine neue Welt voll Tiefe und voll Licht ging da in seiner Seele auf. Oft war er wie „halbtrunken vor Entzücken“ über die Ausbeute, die das Studium der Scholastiker, und zumal des heil. Thomas, täglich lieferte. Um das hereinzubringen, was er bis jetzt versäumt hatte, verschaffte er sich aus dem Schatze der alten scholastischen Literatur so viele Werke, als seine Mittel zuließen. Sie bilden noch heute den Grundstock der gewaltigen Bibliothek, die er hinterlassen.

Jetzt stellte sich auch „die alte Krankheit des Fingerjuckens“ unverweilt wieder ein; dies um so mehr, da er nun „sicheren Boden unter den Füßen fühlte und freie Luft um die Brust“ — zumal auch die Ereignisse sozusagen ein Appell an alle geworden, die ein Herz für die Not der Seelen und für die religiöse Gefahr der Zeit hatten. So entstanden verschiedene Aufsätze in den „Historisch-politischen Blättern“, z. B.: „Die alten Gallikaner und die modernen Appellanten“ (1870), ferner über die Appellationen aus der Kirche hinaus (1871), „Beiträge zur Geschichte des Ultramontanismus in Bayern“ (1873, mehrere Aufsätze), „Der Thomismus und die religiöse Bewegung der Gegenwart“ (1873), „Ein Kapitel von den Neuscholastikern“ (1873). Gleichfalls in den „Historisch-politischen Blättern“ veröffentlichte er etwas später: „Gedenkblatt aus der Geschichte für die Teilnehmer am Bonner Unionskongreß“ (1874), „Moderne Wissenschaft und ihre Stellung zur katholischen Kirche“ (1875), „Eusebius Amort“ (1875), „Aristoteles, die Scholastik und die neuere Philosophie“ (1876) und die sehr wertvolle Abhandlung „Vor der Reformation“ (1877). Im Münchner Pastoralblatt erschienen: Die Abhandlung „Ist die Infallibilität ein neues Dogma?“ (1870), „Von der Bedeutung des Primates nach der Schrift des Vallerini“ (1871), „Der Gallikanismus und die Freiheit der Wissenschaft“ (1871), „Unfehlbarkeit des Papstes und der Apostel“ (1871). Im Eichstätter Pastoralblatt: „Ueber Gelehrsamkeit im 13. und 14. Jahrhundert“ (1874). In Scheebens „Periodischen Blättern“ behandelte er die Frage: „Wie haben die Päpste ihre Macht

gebraucht?“ (1872); ferner erschien daselbst (1872) der Aufsatz: „Wenn wir wollten!“ — Die Beschäftigung mit der Scholastik und namentlich mit dem heiligen Thomas brachte ihn naturgemäß dem Dominikanerorden näher, und so schrieb er im Mai 1872 über die Wiedereinführung des Dominikanerordens in den Historisch-politischen Blättern den Aufsatz: „Ein alter Orden in neuer Auflage“. Damals wohl auch ist er dem III. Orden des heiligen Dominikus als Fr. Heinrich Seuse beigetreten.

Allmählich jedoch wuchs der Drang zu einer größeren Wirksamkeit. Weiß suchte nach einem Gegenstande, der einer großen Anstrengung würdig wäre. Doch Gott fand, daß die Vorbereitung noch nicht abgeschlossen sei und stellte ihm vorläufig noch eine andere Aufgabe. Durch seine bisherigen Arbeiten war er in der wissenschaftlichen Welt bereits bestens bekannt geworden, und so kam es, daß im Mai 1872 der Verleger Benjamin Herder mit dem Ansuchen an ihn herantrat, die Vorarbeiten zur neuen Auflage des Kirchenlexikons zu übernehmen. Weiß erblickte dabei zunächst nichts anderes „als ein Feld, auf dem er endlich mit dem Sturm um die Wette laufen durfte“. Und darum griff er mit voller Freude zu. Ihm lag es ob, den Kommentator für das große, zwölfbändige Werk anzulegen, d. h. die Stichworte für die aufzunehmenden Artikel anzugeben und das Verhältnis der einzelnen Aufsätze zueinander zu bestimmen. Um das tun zu können, war er genötigt, „das ganze Gebiet der Theologie nebst ihren Hilfswissenschaften bis ins einzelluste und kleinste hinein durchzuarbeiten und die verschiedenen Gegenstände in kurze, feste Formeln zu fassen, dabei aber stets den Blick auf das große Ganze gerichtet zu halten“. Damit bekamen seine Studien ebensoviel Universalität als Streben nach Verfestigung. Allerdings die riesigen Anstrengungen, die ihm diese Vorarbeiten kosteten — haben sie doch fast vier Jahre ausgefüllt — scheinen für die Oeffentlichkeit verschwunden zu sein. „Aber“, meint P. Weiß in seinen letzten hinterlassenen Papieren, „ich rechne sie doch zu den segensreichsten und fruchtbarsten meiner Arbeiten. Denn einmal stecken diese Vorarbeiten im Kirchenlexikon selber, das ja nach Ueberwindung großer Hindernisse zuletzt glücklich zustande gekommen ist. So wenig die Arbeit des Umgrabens und des Düngens vergeblich in der Gärtnerei ist, so wenig waren diese Bemühungen nutzlos. Sie haben indes auch für mich und meine eigenen späteren Arbeiten dieselbe Bedeutung gehabt. Nie und nimmer hätte ich die Apologie schreiben können, wenn ich nicht von dem Ertrage dieser Vorarbeiten gezehrt hätte. Sie stecken ebenso fruchtbar in der Apologie wie im Kirchenlexikon selber.“ — Indessen als Früchte dieser Vorarbeiten hat er der Oeffentlichkeit doch bald zwei seiner Schriften geschenkt. Die erste, eine Sammlung von populären Skizzen und Studien, erschien 1874 mit dem Titel: „Protestantische Polemik gegen die katholische Kirche“ unter dem Pseudonym Heinrich von der

Glana (Glana = Glon bei Jndersdorf). Sie wurde verschieden beurteilt. Weiß selber glaubt, später in der „Lutherpsychologie“ die ihr anhaftenden Schwächen einigermaßen wieder gutgemacht zu haben. Mit dem Verleger Benjamin Herder verbanden ihn seit dem ersten Zusammentreffen Bande inniger Freundschaft und Hochschätzung, und darum ließ es sich P. Weiß nicht nehmen, nach dessen Tod (1888) in überaus anziehender Form sein Lebensbild (2. Auflage 1890) zu zeichnen. Es ist dieses Buch aber weit mehr als eine bloße Biographie; es ist wirklich die Darstellung eines 50jährigen geistigen Befreiungskampfes, ein sehr wesentliches Stück katholischer Geistesgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert.

Während der Zeit angestrengter Arbeit für das Kirchenlexikon, die auch einen längeren Aufenthalt in Freiburg i. Br. nötig machte, reifte allmählich im Lyzealprofessor von Freising der Entschluß, in den Ordensstand, und zwar in den Dominikanerorden einzutreten. Die ersten Ansätze dazu findet er schon in der Zeit, da er sich mit ganzem Feuereifer dem Studium der alten Philosophie und Theologie hingab. Die Konsequenz, Klarheit und Festigkeit, die ihm hier entgegentrat, machte einen ungewöhnlichen Eindruck auf ihn und das drängte ihn immer mehr zur Scholastik hin. Und wie auf dem Gebiete der Wissenschaft, empfand er etwas Aehnliches auf dem des geistlichen Lebens. Je mehr sein Amt als Seelsorger und als Prediger ihm die Pflicht auferlegte, den ganzen Ernst der christlichen Lebensaufgabe zu betonen, um so mehr drängte es ihn, selber mit der allen Christen gestellten Aufgabe vollen und ganzen Ernst zu machen und jenen Stand zu ergreifen, der ihm das Streben nach Vollkommenheit als Berufspflicht auferlegt. — Dazu hatte Gott auch einen äußeren Anlaß gewählt, um ihn mehr und mehr in seinem Vorhaben zu bestärken. Im Lyzeum zu Freising dozierte damals Dr. H. Hand Philosophie. Die Grundlage seines Unterrichtes bildete „Die Wissenschaft des Wissens“ von W. Rosenkrantz, ein Buch, in dem die Philosophie von Schelling verarbeitet war und das die verhängnisvollsten Folgen namentlich bei den Alerikern des Freisinger Seminars hatte. Das uneingeschränkte Vertrauen, mit dem ihm die Alunnen entgegenkamen, brachte es mit sich, daß er sich davon immer besser überzeugen konnte. Allabendlich hatte ja jeder freien Zutritt zu ihm, um ihn in wissenschaftlichen Räten, ungleich mehr aber in Seelenangelegenheiten zu Räte zu ziehen. Desters machte darum Weiß beim erzbischöflichen Ordinariate in München auf die den Theologen drohenden Gefahren aufmerksam und schließlich, als dies nichts nützte, überreichte er seinem Oberhirten eine eigene Promemoria über die Rosenkrantz'sche Philosophie. Aber man wußte sie diesem unter einem passenden Vorwande wieder zu entwenden. Weiß erhielt sie zurückgestellt mit dem Bemerken, er hätte jetzt seine Pflicht getan und möge nun andere sorgen lassen. Und nun stand sein Entschluß fest. Wohl hatte er noch schwere innere Stürme durchzumachen.

Sein Beruf und seine Stellung waren ihm derart ans Herz gewachsen, daß es ihm schien, er könne sich nicht davon trennen. Darum wagte er am Feste des heiligen Dominikus, am 4. August 1875, Gott zu bitten, er möge ihm innerhalb der Oktave durch ein klares, nicht mißverständliches Zeichen seinen Willen kundgeben. Am folgenden Tage, dem 5. August, klopfte es an seiner Türe und herein trat der erste Dominikaner, den er zu Gesicht bekam, P. Denisle. Er war gekommen, um über einige Fragen der Mystik sich mit ihm zu besprechen. „Nun war der Flüchtling eingefangen!“ — Gleichzeitig mit ihm erbat auch der Spiritual seine Entlassung, um ins Kloster zu gehen. Er starb als P. Engelbert Walter O. Cap. in Altötting am 4. August 1924. Ein anderer Kollege und treuer Freund, der nachmalige P. Victricius Weiß O. Cap. hatte denselben Schritt schon etwas früher getan. Er starb am 8. Oktober 1924 in Bilsbiburg im Alter von 82 Jahren im Ruße der Heiligkeit.

Ergreifend war der Abschied, den Prof. Weiß zu Ende des Studienjahres 1875/76 von den Alumnen des Seminars nahm: „Glaubet nicht, liebe Freunde“, sagte er in einer kurzen Ansprache in der Kapelle, „glaubet nicht, daß ich aus Lebensüberdruß gehe oder um Ruhe zu suchen. Nein, so schwach und kränklich ich bin, ich hoffe, neuem Leben und neuen Kämpfen entgegen zu gehen. Mir ist in diesem Augenblicke, als ob ich in meinem Innern eine Stimme vernähme, die mir sagte, was sie von Paulus gesagt hat: Dem will ich aber zeigen, was er für meinen Namen wird durchmachen müssen. Ich kann aber darauf nur antworten, was Paulus gesagt hat: Ich achte mein Leben nicht höher als mich, wenn ich nur meinen Lauf vollende und die Sendung, die ich vom Herrn empfangen habe. Seid wachsam und bleibet eingedenk, daß ich Jahre hindurch nicht aufgehört habe, jeden von euch mit Tränen zu ermahnen. Und nun empfehle ich euch Gott und dem gnadenvollen Worte dessen, der mächtig ist aufzubauen und die Erbschaft allen Geheiligten zu geben. Und damit gebe ich euch meinen Segen und die Versicherung meines Gebetes.“ — Erzbischof Gregorius entließ ihn nur mit dem tiefsten Bedauern. Mit Tränen soll er am 16. Juni die *Litterae testimoniales* unterzeichnet haben, worin er beteuerte, daß er in Weiß einen seiner gelehrtesten und frömmsten Priester (*scientiarum morumque laude summa florens*) verliere.

Nachdem so die letzten Bande gelöst waren, wandte er sich nach Oesterreich, um dort eine neue Heimat zu finden. Im Konvente zu Graz, wo mit der Reform auch das Studium neu erblühte, empfing er im Alter von 33 Jahren am 19. Juli 1876 das Ordenskleid des heiligen Dominikus; zugleich vertauschte er den Namen Adalbert mit dem des deutschen Ordenslehrers Albert des Großen, seines seligen Landsmannes. Und damit begann er sein Ordensnoviziat, trat er in die „Prophetenschule“, wie er es nennt, die nächste Vorbereitung auf seinen eigentlichen Beruf.

(Fortsetzung folgt.)